

MARC DU BUISSON

LETZTER HALT WEISSENBÜHL

Kriminalroman

emons:



© Emons Verlag GmbH
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln

info@emons-verlag.de

www.emons-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: istockphoto.com/Sean Pavone

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Julia Lorenzer

Druck und Bindung: sourc-e GmbH

Printed in Europe 2026

ISBN 978-3-7408-2845-5

Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß
§ 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Für meine Familie

Als ich am Hauptbahnhof Bern die Treppe hinauflaufe, ziehe ich meine Schultern hoch und stecke die Hände in die Taschen meiner Jacke. Die Bise fegt unter dem Baldachin hindurch und lässt die Temperatur von etwas über null Grad noch kälter wirken.

Links haben sich einige Menschen unters Vordach des Loeb gestellt, um vor dem Wind geschützt zu sein. Die Ecke vor dem Warenhaus wird als »Loeb-Egge« bezeichnet und von vielen Einheimischen und Auswärtigen als Treffpunkt gewählt, sodass dort zu jeder Jahreszeit eine große Menschenansammlung zu beobachten ist.

Für einen Moment strömt mir warme Luft entgegen, weil am Maroni-Stand vor mir gerade eine Portion herausgegeben wird. Auch wenn der Duft nach heißen Kastanien verlockend ist, widerstehe ich der Versuchung und laufe weiter zu meinem Ziel.

Die Kante J an der Christoffelgasse ist von Norden her vom Bahnhof und von Süden von der Kleinen Schanze eingeklemmt. Ich finde mich dort allein wieder, was mich bei diesem Wetter nicht überrascht. Dazu kommt, dass es zehn Uhr morgens ist und die Pendlerinnen und Pendler schon längst an ihren Zielen angekommen sind.

Wäre heute nicht der 21. November, dann hätte auch ich mich nicht aus meiner Wohnung gewagt. Doch seit zehn Jahren ist dieses Datum eines, das ich für den Rest meines Lebens nicht vergessen werde.

Auf dem Bildschirm, der die kommenden Abfahrten anzeigt, sagt mir die orangefarbene Schrift, dass es noch

drei Minuten dauert, bis das Tram Nummer 3 in Richtung Weissenbühl abfährt. Ich hole mein Smartphone aus der Tasche, um mir die Zeit zu vertreiben. Bei den Nachrichten taucht der Chat mit meiner Tochter Céline zuoberst auf. Ich klicke darauf, in der Hoffnung, dass ich eine ihrer Mitteilungen übersehen habe. Wie immer vergebens.

Seit meiner Trennung von ihrer Mutter will Céline nichts mehr mit mir zu tun haben. Wir haben ihr beide gesagt, dass es sich lange abgezeichnet hat und dass wir diese Entscheidung gemeinsam getroffen haben, doch ihre Wut darüber lässt Céline nur mich spüren. Vielleicht gibt sie mir die Schuld an der Trennung, vielleicht hat ihre Mutter ihr den Kontakt zu mir auch verboten. Oder, was noch schlimmer wäre: Ihre Mutter hat ihr die Wahrheit erzählt.

»Wie läuft's in der Schule?«, tippe ich mit meinen kalten, steifen Fingern und schicke die Nachricht in dem Moment ab, als das Tram endlich einfährt.

Ich brauche bloß zwei Menschen aussteigen zu lassen, bevor ich einsteige, mich in die letzte Reihe setze und versuche, mich etwas aufzuwärmen. Vorne sitzt bereits ein Passagier. Die Person trägt eine olivgrüne Wollmütze und eine Jacke in der gleichen Farbe. Weil sie in dieselbe Richtung schaut wie ich, erkenne ich ihr Gesicht nicht und kann deshalb nicht sagen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt.

Bis zur Abfahrt steigen noch drei weitere Passagiere ein. Ein junges asiatisches Pärchen mit dicken Winterjacken setzt sich in ein Viererabteil in der Mitte. Die beiden sind etwas außer Atem. Ich vermute, dass sie bis zum letzten Augenblick die richtige Kante gesucht haben. Beim dritten Passagier handelt es sich um einen Mann, der einen Anzug, Lackschuhe und einen langen Mantel trägt. Da er nicht

außer Atem ist, in der einen Hand eine schwarze Akten- tasche hält und mit der anderen sein Smartphone ans Ohr drückt, gehe ich davon aus, dass er von hier ist. Er spricht laut und wirkt leicht gestresst.

Als das Tram losfährt und rechts auf die Bundesgasse abbiegt, muss ich mich zwingen, den Geschäftsmann, der nur ein paar Reihen vor mir sitzt, nicht zu belauschen. Berufskrankheit, denke ich und schüttle den Kopf. Meine Arbeit als Kommissar bei der Berner Kantonspolizei kann ich selbst dann nicht vergessen, wenn ich nicht im Dienst bin.

Über die Schwanengasse kehrt das Tram zurück auf die Hauptverkehrsachse und fährt runter bis zum Hirschen- graben. Draußen warten zwar viele Menschen, doch es steigen nur einige wenige ein. Direkt neben mir öffnet sich die Tür, und eine Frau, die ein paar Jahre jünger zu sein scheint als ich, klettert herein. Sie will sich schon in die Reihe vor mir setzen, bemerkt dann aber den Geschäftsmann, sodass sie sich umentscheidet und nach vorne läuft. Zwei Türen weiter passiert sie eine Mutter, die einen Kinderwagen samt Baby an die Wand stellt. Der Wagen ist klein, das Baby ist wohl erst einige Wochen alt. Die Mutter sieht müde aus, was ich ihr nicht verübeln kann.

Ich denke zurück an die Zeit, als Céline in diesem Alter war und ihre Mutter und mich kaum eine Nacht hat durchschlafen lassen. Dieser Gedanke und die Tatsache, dass nun ganz vorne eine junge Frau, die die Kapuze ihrer Jacke über den Kopf gezogen hat, das Tram betritt, veranlassen mich, mein Smartphone zu checken. Obwohl es stets auf laut gestellt ist und ich den Klingelton trotz des Geredes des Geschäftsmannes und des übrigen Lärms sicher gehört hätte, sehe ich nach. Enttäuscht stelle ich fest,

dass meine vor zwei Minuten verschickte Nachricht noch nicht beantwortet wurde.

Die Fahrt geht weiter, und in der kurzen Zeit bis zum nächsten Halt schaue ich auf den Bordbildschirm, der gerade von einer Werbung zu einer Nachricht wechselt. Gestern Abend sei ein Häftling der offenen Vollzugsanstalt Witzwil nicht zurückgekehrt. Die Fahndung laufe, noch sei er nicht gefasst worden. Aus Erfahrung weiß ich, dass dies häufiger vorkommt. Es muss ein ruhiger News-Tag sein, wenn diese Nachricht es in die Medien geschafft hat.

Wir stoppen bei der Haltestelle Kocherpark, die seit 2024 dank Bauarbeiten mit einer etwas breiteren Kante mitten auf der Straße glänzt. Eine Frau Anfang dreißig und ein Mann, der ungefähr doppelt so alt ist, steigen zu, außerdem eine Gruppe von sechs Personen, die sich alle zu kennen scheinen. Wahrscheinlich Schüler oder Studenten, vermute ich.

Das Tram biegt links auf die Belpstrasse ab. Rechter Hand passieren wir einen Fahrradladen und einen Boxclub und müssen dann aufgrund einer roten Ampel vor der Berner Fachhochschule warten. Ich sehe durch die Allee der Schwarztoranlage, wo ein paar ältere Damen mit ihren Hunden unterwegs sind und sich miteinander unterhalten.

Die grüne Ampel lässt das Tram weiterfahren. Bevor es an der nächsten Haltestelle namens Hasler hält, überqueren wir die Kreuzung, an deren Ecke das Walkerhaus steht. Es gehört der Stiftung für Menschen mit Hörbehinderung Bern und bietet Betroffenen einen Ort, an dem sie Kurse besuchen und an Spieletreffen oder Workshops teilnehmen können.

Als das Tram kurz nach dem Walkerhaus zum Stillstand kommt, beobachte ich die Sechsergruppe, die wie-

der aussteigt und an meinem Fenster vorbei in Richtung Fachhochschule läuft. Wusste ich es doch, denke ich und schmunzle. Die Freude darüber, dass meine Vermutung richtig war, lässt mich fast die neu einsteigenden Passagiere vergessen. Einer davon ist ein großer, dünner Mann, der stehen bleibt, obwohl es mehr als genügend freie Sitzplätze gibt. Der zweite neue Gast trägt verlotterte Kleidung und hat einen Scooter dabei. Es ist ein altmodisches Modell, ohne Elektroantrieb, das man mit einem Bein selbst in Bewegung bringen muss.

Dabei kommt mir Céline wieder in den Sinn, die als Kind so lange um einen Scooter gebettelt hat, bis ich schwach wurde und ihr einen gekauft habe. Ihre Mutter war nicht sehr begeistert davon, aber nach der Umarmung meiner übergelücklichen Tochter ließ ich die bösen Worte meiner Frau gern über mich ergehen.

Das Tram startet wieder, während ich den Mann mit dem Scooter noch immer im Blick habe. Er sitzt entgegen der Fahrtrichtung, sodass ich in sein ungepflegtes Gesicht und seine leicht rötlichen Augen sehen kann. Ich schaue links aus dem Fenster und erkenne, dass sich vor einem Gebäude mit Milchglasfenstern einige Menschen aufhalten, die dem Fahrgast ähneln. Jetzt ist mir alles klar. Ein Drogenabhängiger – oder ehemals Drogenabhängiger –, der gerade medikamentös gegen seine Sucht behandelt wurde.

Am Eigerplatz muss das Tram kurz warten, weil der Bus Nummer 10 in Richtung Köniz soeben gehalten hat. Als er weg ist und sich die Türen des Trams öffnen, steigt ein älteres Ehepaar ein. Der Mann trägt zwei Tüten, und die Frau zieht einen Wagen hinter sich her. Wahrscheinlich kommen sie gerade vom Einkaufen. An der Kante entdecke ich auch zwei junge Schüler, die sich erst umsehen,

bevor sie einsteigen. Ich gehe davon aus, dass sie kein Ticket haben und sich vergewissern wollten, dass kein Kontrolleur anwesend ist.

Das Tram fährt mitten durch den Kreisel und beschleunigt danach, um den Hang der Seftigenstrasse hinaufzukommen. Bei der vorletzten Station, beim Beaumont, warten keine Fahrgäste, und einzig die beiden schwarz-fahrenden Schüler steigen einander abklatschend wieder aus.

In dem Augenblick, als sich die Türen schließen, klingelt mein Smartphone. Mit einer geübten Bewegung hole ich es aus meiner Tasche und hoffe, dass sich Céline bei mir meldet. Ohne auf den Bildschirm zu schauen, nehme ich den Anruf entgegen.

»Fankhauser.«

»Ich habe soeben die Kontrolle über das Tram übernommen«, sagt eine verzerrte Computerstimme.

»Wer spricht da?«, frage ich verwirrt.

Es dauert ein paar Sekunden, bis sich die Stimme wieder meldet. »Um Ihnen zu beweisen, dass ich es ernst meine, werden sich die Türen beim nächsten Halt nicht öffnen.«

Ich will der Computerstimme gerade antworten, doch der Anruf wurde bereits beendet, sodass mir nur eines übrig bleibt: abwarten.

In meiner fast zwanzigjährigen Karriere als Polizist habe ich schon einiges erlebt, sodass mich ein solcher Anruf nur geringfügig aus der Ruhe bringt. Ich gehe das Gesagte noch einmal durch und rechne mir im Kopf aus, wie wahrscheinlich es ist, dass der Anrufer es tatsächlich ernst meint.

Eines ist jedoch sicher: Wer auch immer er ist, er weiß, dass ich mich in einem Tram befinde. Daher wandert mein Blick jetzt von hinten nach vorne durch das Gefährt und bleibt für einen kurzen Moment bei jedem Passagier haften.

Da ist der Geschäftsmann im Anzug, der noch immer telefoniert. Die Mutter mit ihrem Baby. Der Mann mit dem Scooter, der es sich auf einem Zweiersitz bequem gemacht hat und die Augen geschlossen hält. Zwei Frauen, die nicht weit voneinander entfernt sitzen, dann der große Mann, der noch immer steht und sich an der Stange über seinem Kopf festhält. Die junge Frau mit der Kapuze hat ihr Haupt gesenkt, weshalb ich davon ausgehe, dass sie auf ihrem Smartphone herumtippt. Das asiatische Touristenpärchen zeigt links aus dem Fenster zum Restaurant Chu Garden, das koreanisches Barbecue mit einem im Tisch integrierten Holzkohlegrill anbietet. Das ältere Ehepaar, das gerade die Einkaufstaschen in die Hände nimmt, um sich für den Ausstieg bereit zu machen. Der Mann mit der olivgrünen Mütze, der aus dem Fenster schaut, genau wie der etwa sechzigjährige Mann vor ihm.

Das Tram biegt rechts in den Wendeplatz an der Endstation Weissenbühl ein, von wo aus es dieselbe Strecke

zurück zum Berner Hauptbahnhof fahren wird. Wie die meisten anderen Fahrgäste erhebe ich mich, noch bevor das Tram gehalten hat. Endstation. Der Ort, an den ich will. Der Ort, den ich seit zehn Jahren jedes Jahr an diesem Tag besuche.

Ich stehe an der Tür, spüre, wie das Tram stoppt, und drücke dann auf den Knopf, um die Tür zu öffnen. Als sie sich auch nach wiederholtem Drücken nicht bewegt, beginne ich, mir Sorgen zu machen. Ich schaue nach links, sehe zwar nicht bis ganz nach vorn, weil das Tram in einer Kurve steht, doch der Geschäftsmann und die Mutter mit dem Kinderwagen sind genauso ratlos wie ich.

Langsam, aber sicher bekomme ich ein mulmiges Gefühl im Magen. Mein Körper spannt sich an. Ich schlucke einmal leer, drücke ein letztes Mal auf den Türknopf, als mich das Klingeln meines Smartphones aufschrecken lässt.

Ich weiß bereits, wen ich gleich hören werde.

»Ich hoffe, Sie verstehen nun, dass ich es ernst meine«, meldet sich die Computerstimme.

»Wer sind Sie?«, frage ich.

Für einen Moment herrscht Stille. Ein Zögern? »Dazu kommen wir später.«

»Öffne doch einfach die Tür!«, höre ich plötzlich den Geschäftsmann genervt in Richtung Fahrerkabine rufen. »Das kann doch nicht so schwer sein!«

»Die Passagiere werden schon ungeduldig«, sage ich.

»Ich fürchte, daran werden sie sich gewöhnen müssen«, antwortet die Stimme und fährt nach einer kurzen Pause fort. »Hören Sie mir genau zu, denn ich erkläre es Ihnen nur ein Mal: Dieses Tram ist unter meiner Kontrolle. Ich bestimme, wohin und wie schnell es fährt. Aber eines ist sicher: Fahren wird es auf jeden Fall.«

»Was meinen Sie damit?«, frage ich, obwohl ich eine Vermutung habe.

»Ich will, dass Sie jetzt nach vorne gehen und der Fahrer sagen, dass ich das Tram führe«, ignoriert die Stimme meinen Einwurf. »Melden Sie sich, wenn Sie es getan haben.«

»Komm schon!«, ruft der Geschäftsmann aus, der immer wieder auf seine Uhr blickt.

Eine Sekunde später beginnt das im Kinderwagen liegende Baby zu weinen. Die Mutter beugt sich über den Wagen und versucht, es zu beruhigen, indem sie mit ihren Fingern leicht auf seiner Brust herumstreicht. Das scheint dem Baby jedoch nicht zu passen, denn es strampelt mit den Armen und Beinen wild um sich.

Ich laufe zügig zur Spitze des Trams und passiere dabei alle Fahrgäste, die vor den verschlossenen Türen stehen und irritiert in Richtung Fahrerkabine starren. Vorne angekommen, sehe ich durch das Fenster die Fahrerin. Sie ist knapp dreißig Jahre alt, hat dunkles Haar und gefärbte Fingernägel, wobei ich deren Farbe nicht erkennen kann, weil ihre Finger so zittern.

Ich klopfe gegen das verschiebbare Fenster. »Was ist los?«, frage ich sie.

»Ich weiß es nicht«, lautet ihre Antwort. »Die Türen wollen nicht aufgehen, und wenn ich die Zentrale anrufe, meldet sich niemand.« Sie legt ihr Gesicht in ihre Hände. »Scheiße! Dabei ist doch heute mein erster Tag.«

Auch das noch, denke ich und hole mein Portemonnaie aus der Tasche, in dem sich eine Kopie meines Dienstaussweises befindet. Ich halte sie gegen das Fenster und klopfe einmal, sodass sich die Fahrerin zu mir umdreht.

»Mein Name ist Tom Fankhauser, ich bin von der

Polizei.« Das ist kein Satz, der zu beruhigen vermag, weshalb ich direkt eine Frage anschlieÙe. »Wie ist Ihr Name?«

»Nuri«, antwortet sie mit leiser Stimme.

»Nuri, ich möchte, dass Sie wissen, dass das nicht Ihre Schuld ist«, versichere ich ihr, was sie mir jedoch nicht zu glauben scheint. »Irgendjemand hat die Kontrolle über das Tram übernommen. Ich weiß zwar nicht, wie, aber deswegen lassen sich wohl die Türen nicht öffnen.«

»Jemand hat die Kontrolle über das Tram übernommen?«, fragt Nuri, deren Finger wieder zu zittern beginnen.

Ich nicke und halte mir das Telefon ans Ohr. »Erledigt. Was jetzt?«, frage ich.

»Das Tram wird nach Plan abfahren«, antwortet die Stimme.

Ich schaue hinaus auf die Anzeige und sehe, dass es in zwei Minuten weitergehen soll. »Was dann?«

»Hahaha«, ertönt die Antwort, wobei sie nicht wie ein computerverzerrtes Lachen klingt, sondern einfach wie ein emotionslos ausgesprochenes Wort. »Sobald das Tram anfährt, darf es nicht mehr anhalten, egal, was passiert.«

»Sonst was?«

»Sagen Sie das der Fahrerin«, befiehlt mir die Stimme.

»Was ist denn los?«, fragt jemand hinter mir. Es ist der Mann um die sechzig, der beim Kocherpark eingestiegen ist.

»Einen Moment bitte«, sage ich und zeige ihm meinen Dienstaussweis.

Der Mann hebt seine Hände und weicht zurück.

»Es wird nach Fahrplan weitergehen«, sage ich Nuri.

»Aber was ist mit den Passagieren?«, fragt sie und deutet nach hinten.

Ich werfe einen kurzen Blick über die Schulter und

merke, dass alle gespannt und genervt nach vorne schauen. Zusätzlich haben sich draußen bereits einige Personen eingefunden, die gern einsteigen würden.

»Tut mir leid«, sage ich. »Sie müssen planmäßig abfahren, und sobald Sie gestartet sind, dürfen Sie nicht mehr anhalten. Egal, was passiert.«

Nuri sieht mich mit großen Augen an.

Laut Anzeige haben wir nur noch eine Minute.

»Erledigt«, sage ich wieder ins Smartphone und warte auf weitere Anweisungen.

»Nicht vergessen: Sobald das Tram anfährt, darf es nicht mehr halten.«

»Sonst noch was?«

»Wenn das Tram stoppt, dann zündet die Bombe, die ich darin platziert habe, und sprengt euch alle in die Luft.«

Bin ich jetzt etwa in Hollywood gelandet?, frage ich mich und denke an den Film »Speed« mit Keanu Reeves und Sandra Bullock. Dort hat der Entführer eine Bombe in einem Bus installiert, die scharf wird, sobald der Bus über fünfzig Meilen pro Stunde fährt, und die explodiert, sobald der Bus unter diese Geschwindigkeit fällt.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass auf der Anzeige keine Zahl mehr sichtbar ist, sondern ein blinkendes Tram-Symbol. Demnach steht die Abfahrt kurz bevor. Hinter mir höre ich erneut die genervte Stimme des Geschäftsmannes, die nun näher kommt. Das Weinen des Babys wird auch lauter, und von draußen klopfen einige Passagiere wütend gegen die Türen.

»Was passiert, wenn das Tram anhält?«, fragt mich Nuri. Ihr Blick wandert dabei vom Geschwindigkeitsregler zu mir und dann zur Ampel, wo ihr bereits das Signal angezeigt wird, dass sie losfahren soll.

»Kennen Sie den Film ›Speed‹?«, frage ich zurück.

Ihrem geschockten Blick nach zu urteilen, ist die Antwort Ja. Ihr Kopf dreht sich wieder nach vorne zur Ampel, als sie realisiert, was hier vor sich geht.

Für einen kurzen Moment schließe ich die Augen, um mich zu sammeln. Als ich sie wieder öffne, merke ich, dass wir losgefahren sind.

»Was soll die Scheiße?«, höre ich die Stimme des Geschäftsmannes hinter mir.

»Ich habe wieder die Kontrolle«, sagt Nuri.

»Egal, was passiert«, flüstere ich ihr zu. »Halten Sie nicht an.«

Ich warte ihr Nicken ab, bevor ich mich umdrehe und dem Mann meinen Dienstausweis unter die Nase halte.

»Kommissar Tom Fankhauser von der Kantonspolizei Bern«, rufe ich laut, sodass mich alle im Tram hören. »Wir haben einen Notfall. Bitte nehmen Sie Platz.«

»Ich habe einen wichtigen Termin«, wehrt sich der Geschäftsmann.

»Setzen Sie sich bitte«, richte ich meine Worte direkt an ihn. »Sofort.«

Er stößt einige Schimpfwörter aus, dreht sich um und setzt sich widerwillig auf den nächsten freien Platz.

Das Tram fährt auf der Seftigenstrasse durch den Kreis. Alle anderen Verkehrsteilnehmer müssen halten, um uns nicht in die Quere zu kommen. Wir haben freie Bahn. Vorerst, denke ich und laufe nach hinten.

»Was ist das für ein Notfall?«, fragt mich der ältere Herr, vor dessen Füßen zwei voll bepackte Einkaufstaschen stehen.

»Sobald ich mehr weiß, werde ich es Ihnen sagen«, muss ich ihn vertrösten. »Bleiben Sie ruhig sitzen und halten Sie sich fest.«

Die meisten anderen Passagiere haben sich wieder gesetzt. Selbst der große, hagere Mann, der seit seiner An-

kunft gestanden ist, hat mittlerweile Platz genommen. So ist bloß noch die Mutter übrig, die neben dem Kinderwagen verharret und ihr Baby zu trösten versucht.

»Ich habe Angst«, gesteht mir die Frau, noch bevor ich etwas sagen kann.

»Wie ist ihr Name?«, frage ich und zeige auf das Baby, das jetzt nur noch leicht schluchzt. Die rosarote Decke hat mir den Hinweis auf das Geschlecht gegeben.

»Ines«, antwortet die Mutter.

»Und Ihrer?«

»Annabel.«

»Nehmen Sie Ines auf den Arm und setzen Sie sich«, sage ich ruhig, aber bestimmt. »Die Fahrt könnte etwas ruppig werden, und ich will nicht, dass Sie sich verletzen.«

Annabel nickt tapfer, doch in ihren Augen sind Tränen zu erkennen. Sie hebt Ines aus dem Wagen und lässt sich auf dem nächstgelegenen Sitzplatz nieder, sodass ich zurück nach vorne laufen kann.

Ich spüre fragende, genervte und irritierende Blicke auf mir. Dazu kommt das Getuschel des älteren Ehepaars, und von irgendwoher höre ich eine Reihe von Flüchen. Ich kann die Reaktionen verstehen und möchte den Passagieren erklären, was vor sich geht. Rechts von mir kommt gerade der Eingang der Villa Stucki in Sicht. Die ruhige Oase darf von den Bewohnerinnen und Bewohnern der umliegenden Quartiere seit 1981 genutzt werden. Zusätzlich gibt es dort verschiedene kulturelle Veranstaltungen wie Flohmärkte, Konzerte oder Partys.

Mir bleibt jedoch keine Zeit, die auf einer Tafel angekündigten Events zu studieren, weil ich spüre, dass wir immer langsamer werden. Schnell laufe ich in Richtung Fahrerkabine. Noch bevor die Spitze des Trams das Bot-

schaftsgebäude passiert hat, in dem sich die Vertretungen der Niederlande und Georgiens niedergelassen haben, erreiche ich mein Ziel.

»Wir haben ein Problem«, sagt Nuri und zeigt in Fahrtrichtung.

Gut fünfzig Meter vor uns befindet sich der Kreisel am Eigerplatz. Zum Feierabend hin ist der Ort meist überlastet, doch dass auch zu dieser Zeit ein Auto hinter dem anderen steht, überrascht mich.

Im Kreisel sind drei Autos zu sehen, und ein kleiner silberner Škoda steht mit dem Heck auf unseren Schienen. Schnell finde ich die Ursache für den Stau. Bei der ersten Ausfahrt des Kreisverkehrs überquert gerade eine Schulklasse den Zebrastreifen, sodass die Weiterfahrt für die Autos wohl noch einen Moment blockiert sein wird.

»Das wird knapp«, sagt Nuri.

Die Worte der Computerstimme gehen mir durch den Kopf. *Sobald das Tram anfährt, darf es nicht mehr anhalten, egal, was passiert.*

»Geben Sie Gas«, sage ich.

Nuri schaut mich entgeistert an.

Mir bleibt kaum Zeit für eine Erklärung, aber ich versuche es dennoch. »Wenn wir mit niedriger Geschwindigkeit in das Auto prallen, kommen wir zum Stillstand. Sie müssen Gas geben, das ist unsere einzige Chance, um in Bewegung zu bleiben.«

»Aber was ist mit dem Fahrer?«, zweifelt Nuri noch immer. »Ich könnte ihn verletzen.«

Ihr eigenes Leben ist in Gefahr, und doch denkt Nuri an andere. Eine lobenswerte Eigenschaft, die uns im Augenblick jedoch nicht hilft.

»Sie haben die Wahl«, antworte ich. »Genau wie Sandra

Bullock, als sie vor sich einen Kinderwagen über die Straße rollen sah. Entweder Sie verletzen den Fahrer, oder Sie töten uns alle hier.«

Kaum sind meine Worte ausgesprochen, nickt Nuri mir zu.

»Festhalten!«, rufe ich nach hinten.

In diesem Moment schiebt Nuri den Hebel hastig nach vorn, sodass ich fast das Gleichgewicht verliere und zu Boden falle. Kaum habe ich mich wieder gefangen, halte ich mich an der Stange neben der vordersten Tür fest. Wir kommen dem Kreisel immer näher. Nuri drückt auf die Hupe, alle Aufmerksamkeit wird nun auf uns gelenkt.

Auch der Fahrer des silbernen Škodas hat uns entdeckt, doch da sich die Autos vor ihm noch immer nicht bewegen, kann er nicht entkommen, und wir haben keine Chance, ihm auszuweichen.

»Festhalten!«, rufe ich erneut, kurz bevor das Tram mächtig durchgeschüttelt wird.

Einige Passagiere schreien auf, und das Baby hat auch wieder zu weinen begonnen, doch das Tram ist noch immer in Bewegung, und das ist das Einzige, was zählt.

»Ist er in Ordnung?«, fragt mich Nuri.

Ich schaue durch das Fenster und sehe, dass der Fahrer des Škodas aus seinem Fahrzeug gestiegen ist und uns den Mittelfinger zeigt.

»Ihm geht es bestens«, sage ich und atme erleichtert auf.
»Gut gemacht.«

»Wir sind noch nicht durch«, antwortet Nuri und deutet durch die Windschutzscheibe.

An der Haltestelle beim Eigerplatz steht der Bus Nummer 10 vor uns. Die Linie, die Köniz mit Ostermundigen via Bahnhof verbindet, ist die meistbefahrene Busstrecke

der Stadt. Allein im Jahr 2024 wurden über sechzehn Millionen Passagiere mit dieser Linie an ihr Ziel befördert, und das mit Bussen, die im Sechs-Minuten- und zu Stoßzeiten sogar im Drei-Minuten-Takt fahren. Es sollte mich also nicht erstaunen, dass uns auch jetzt ein Bus im Weg steht.

»Langsamer«, sage ich.

Obwohl ich vor wenigen Sekunden genau den gegenteiligen Befehl erteilt habe, zögert Nuri keine Sekunde. Sie zieht umgehend den Hebel zurück, sodass alle Fahrgäste nach vorne geworfen werden. Das Tempo hat zwar abgenommen, aber wir sind noch immer auf Kollisionskurs. Gegen einen kleinen Personenwagen, der mit seinem Heck einen Teil der Schienen blockiert, haben wir einen klaren Vorteil, doch gegen einen Linienbus, der die gesamte Schiene versperrt, sind wir chancenlos.

Das ständige Betätigen der Hupe scheint den Fahrer oder die Fahrerin des Busses alarmiert zu haben. Das schwerfällige Gefährt beschleunigt, biegt rechts um die Kurve – wobei die Passagiere wild durchgeschüttelt werden – und gibt die Tramschiene frei.

»Das war knapp«, sagt Nuri und erhöht wieder die Geschwindigkeit.

Allerdings, denke ich, spreche es aber nicht aus. Obwohl wir vor der nächsten möglicherweise brenzligen Stelle gute dreihundert Meter freie Fahrt haben, bleibt mir keine Zeit zum Durchatmen.

Ich hole mein Smartphone aus der Tasche und tue, was ich schon längst hätte tun sollen: Ich wähle den Notruf.

»Notrufzentrale, Bachmann, wie kann ich Ihnen helfen?«

»Stefan, hier spricht Tom Fankhauser.«

»Tom, bist du nicht ...?«

»Ich bin in einem Tram, das eine Bombe an Bord hat«, unterbreche ich ihn und bin mir bewusst, dass einige Passagiere hinter mir meine Worte gehört haben. »Die Tramlinie 3 darf nicht länger befahren werden, alle anderen Linien müssen unterbrochen und der Verkehr muss umgeleitet werden.«

»Eine Bombe?«, fragt Stefan nach.

»Veranlasse, was ich dir gesagt habe, und zwar schnell«, weise ich ihn an. »Wenn wir stoppen, dann fliegen wir in die Luft.«

Weil ich Stefan Bachmann schon alles gesagt habe, was er wissen muss, beende ich den Anruf, ohne seine Antwort abzuwarten. Stefan ist zuverlässig und wird meine Meldung an die richtigen Stellen weiterleiten.

Die Frage ist bloß, ob diese auch schnell genug reagieren können.

Auf unserer Fahrt vom Eigerplatz zur Haltestelle Hasler passieren wir mehrere Restaurants. An der Ecke, wo der Bus der Linie 10, auf den wir fast aufgefahen wären, rechts in den Philosophenweg abbiegt, befindet sich die Pizzeria Da Nino, die vor allem im Sommer so beliebt ist, dass man rund um das Restaurant Pizza essende Menschen sieht, auch im kleinen Park westlich davon oder an der Straßenumauer etwas weiter nördlich.

Vor vielen Jahren, als ich mit Céline im Kostümverleih Häxebäse war, um ein Outfit für Halloween zu kaufen, wollten wir uns danach in der Pizzeria ein Abendessen gönnen. Die Schlange vor dem Laden war jedoch so lang, dass wir uns schließlich für ein anderes Lokal entschieden haben.

Als wir an der Haltestelle Hasler vorbeifahren, schauen uns die dort wartenden Menschen verwirrt hinterher. Sie haben keine Ahnung, was vor sich geht, doch ich bin mir sicher, dass in Kürze die ganze Schweiz von unserer Fahrt erfahren wird.

Die dreihundert Meter vom Eigerplatz bis zur nächsten gefährlichen Kreuzung sind schon fast durch. Gegenüber dem Walkerhaus passieren wir einen thailändischen und einen indischen Imbiss, gefolgt von einem Laden, der die Esskulturen vermischt, indem er Pizza, Kebab und Burger serviert.

Glücklicherweise befinden sich an der Kreuzung keine anderen Verkehrsteilnehmer, sodass wir problemlos fahren können, auch wenn das Ampelsignal den Weg nicht freigegeben hat.

Die nächste Kreuzung lässt jedoch nicht lange auf sich warten. Nuri muss schon bald beschleunigen, um den kurzen Hang hinauf zur Haltestelle Kocherpark zu meistern. Doch bevor es so weit ist, drehe ich mich um und hebe die Kopie meines Dienstausweises hoch, damit alle Passagiere ihn sehen können.

»Mein Name ist Tom Fankhauser, ich bin von der Kantonspolizei Bern«, sage ich so laut, dass mich auch Annabel am Ende des Trams hört. »In diesem Tram befindet sich eine Bombe, die explodiert, wenn wir anhalten. Uns bleibt also nichts anderes übrig, als immer weiterzufahren.«

Der Schock ist den Menschen anzusehen und auch anzuhören. Der etwa sechzigjährige Mann starrt nach unten auf den Boden. Der Geschäftsmann, der bereits wieder auf den Beinen war, um sich mit mir zu streiten, lässt sich zurück auf seinen Platz fallen. Das ältere Ehepaar mit den Einkaufstaschen hält sich an den Händen. Der Mann mit der olivgrünen Mütze, dessen schwarzer Rucksack auf dem Sitz vor ihm liegt, legt zum ersten Mal, seitdem wir vom Weissenbühl losgefahren sind, sein Smartphone aus den Händen.

Ich höre, wie Annabel, die am weitesten von mir weg ist, die Luft einsaugt. Dabei legt sie eine Hand vor den offenen Mund.

»Echt jetzt?«, fragt der große, hagere Mann.

»Oh mein Gott, oh mein Gott, oh mein Gott«, wiederholt eine Frau immer und immer wieder, wobei sie jedes Mal ein Stück leiser wird.

Einzig den Gesichtern der beiden asiatischen Touristen ist nichts anzusehen.

»*What did you say?*«, fragt mich der junge Mann.

Jetzt soll ich auch noch Englisch sprechen. Außer des

Deutschen fühle ich mich keiner anderen Sprache mächtig. Aber ich kann froh sein, dass er auf Englisch und nicht auf Französisch gefragt hat. Da wäre ich hoffnungslos verloren gewesen.

In meinem Kopf gehe ich die Antwort ein paarmal durch, bevor ich meinen Mund öffne. »Ähm, *we have here a bomb. It explodes*, ähm ...«

Hier muss ich eine Pause einlegen, um die richtigen Worte zu finden, doch die junge asiatische Frau hat bereits zu weinen begonnen.

»Kann hier jemand Englisch?«, gestehe ich meine Niederlage ein und schaue zum Geschäftsmann, der plötzlich ziemlich ruhig geworden ist.

»Ich«, höre ich die Stimme einer jungen Frau.

Sie sitzt direkt hinter dem asiatischen Mann, sodass ich sie erst jetzt richtig wahrnehme. Und als sich der Tourist zu ihr umdreht und die Frau ihre Kapuze vom Kopf zieht, erkenne ich sie.

Nun ist der Schock auch auf meinem Gesicht gelandet. Die Stimme, die sich auf meine Frage hin gemeldet hat, gehört meiner Tochter Céline.

Während Céline den beiden asiatischen Touristen erklärt, was gerade passiert, gehe ich zurück zur Fahrerkabine. Nuris Finger zittern jetzt nicht mehr.

Den kurzen Anstieg zur Rechtskurve, die uns zur Haltestelle Kocherpark führt, meistern wir ohne Probleme. Wir nehmen zwar einem Tram der Linie 8, das vom Loryplatz kommt, den Vortritt, was den Fahrer sichtbar energiert, uns aber kaltlässt.

»Sie machen das gut, Nuri«, lobe ich sie. »Weiter so.«

Sie nickt und fährt in einem gemächlichen Tempo in

Richtung Hirschengraben. Nach der Ruhe, die wir seit dem Eigerplatz hatten, dürfte die Spannung bald wieder steigen. Am Hirschengraben treffen nämlich alle fünf Tramlinien der Stadt Bern aufeinander. Das bedeutet, dass es dort zu jeder Tageszeit von Trams und Menschen nur so wimmelt, was in unserer Situation keine gute Voraussetzung ist.

»Ich habe es ihnen gesagt«, höre ich plötzlich eine Stimme hinter mir.

Ich drehe mich um und schaue in das Gesicht meiner Tochter. Zuerst will ich sie in den Arm nehmen, doch dann kommen mir all die unbeantworteten Nachrichten in den Sinn. Wenn sie mir nicht einmal eine Textnachricht schreibt, dann will sie mich sicher auch nicht umarmen.

»Was tust du hier?«, frage ich sie stattdessen. »Solltest du nicht in der Schule sein?«

Céline sieht mich an, als ob ich von allen guten Geistern verlassen wäre. »Echt jetzt?«, fragt sie mich. »Ist das unter diesen Umständen das Erste, was dir in den Sinn kommt?«

Ich ignoriere ihre Frage und ziehe meine Augenbrauen hoch, weil ich noch immer auf eine Antwort warte.

Sie schüttelt bloß den Kopf und winkt ab. »Das interessiert dich sowieso nicht.« Dann dreht sie sich um und setzt sich auf einen Platz, der sich möglichst weit weg von mir befindet.

Als ich ihr hinterherschau, achte ich auch auf die Gesichter der Personen, an denen sie vorbeiläuft. Der Geschäftsmann ist bereits wieder am Telefon und sagt wohl gerade den Termin ab, zu dem er so dringend gemusst hätte. Der circa sechzigjährige Mann, der unsere Unterhaltung mitverfolgt hat, schaut zwischen Céline und mir hin und her, wahrscheinlich fragt er sich, wie wir zueinander stehen. Der Mann mit der olivgrünen Mütze blickt auf sein

Handy. In seinem Gesicht ist keine Nervosität zu erkennen, doch das Smartphone in seinen Händen zittert stark.

Das ältere Ehepaar hält noch immer Händchen. Die asiatische Touristin weint und wird von ihrem Freund getröstet. Der große, schwächliche Mann, der bei der Haltestelle Hasler eingestiegen ist, sieht sitzend gar nicht so groß aus. Die beiden Damen, die nacheinander am Hirschengraben und am Kocherpark zugestiegen sind, wirken ruhig, doch eine bewegt ständig ihre Füße, und die andere kaut an ihren Fingernägeln.

Der Drogenabhängige oder ehemals Drogenabhängige ist eingeschlafen und liegt auf einem Doppelsitz, vor ihm am Boden sein Scooter. In meiner Laufbahn als Polizist hatte ich vor allem zu Beginn oft mit solchen Menschen zu tun, und mir ist bewusst, wie unberechenbar sie sein können. Das liegt nicht nur an der Sucht oder am Entzug, sondern oft auch am Charakter. Es gibt Typen, die sich von nichts aus der Ruhe bringen lassen, egal, ob sie gerade high sind oder nicht. Dann gibt es die, die ständig über die Schulter blicken, weil sie das Gefühl haben, verfolgt zu werden. Und schließlich gibt es noch das ganze Spektrum dazwischen. Mit welchem Typen ich es bei unserem schlafenden Gast zu tun habe, erfahre ich wohl erst, wenn er aufwacht.

Céline hat sich ein paar Reihen hinter ihn gesetzt und ihren Rücken bewusst mir zugedreht, damit sie mich nicht ansehen muss.

Weiter hinten im Tram ist bloß noch Annabel, die Ines in ihren Armen hält und versucht, sie zum Schlafen zu bringen.

Das sind alle Fahrgäste, die sich an jenem Morgen des 21. November im Tram befinden. Zusammen mit mir und Nuri sind sechzehn Menschen an Bord.